

EDITION LOG



INTERNATIONAL

LOG-BUCH 30

Ein Buch der Edition LOG International
herausgegeben von Lev Detela

Das Verwertungsrecht für diesen Buchtext verbleibt beim Autor.
© Copyright sowie alle Rechte bei Wolfgang Mayer König


Verlagsanschrift: Edition LOG International
Lev Detela, A-1230 Wien, Am Rosenberg 1/15/8
Tel & Fax: 0043(0)1 2022627
E-Mail: t.detela@eurotax.at

Dieses Buch erscheint in Verbreitungszusammenarbeit mit:
elbaol verlag für printmedien
D-22765 Hamburg, Eulenstrasse 51
Tel & Fax: 0049(0)4027861188
E-Mail: elbaol_fda@gmx.de

1. Auflage: Jänner 2009

Druck: Copy&Druck, 1160 Wien
Umschlaggestaltung: Alexander Jonas

ISBN 3-900647-30-5
LOG BUCH 30

 Dieses Buch wurde mit finanzieller Unterstützung des
Bundesministeriums für Unterricht, Kunst und Kultur
herausgegeben und hergestellt

Wolfgang Mayer König
DAS ZERRISSENE KIND

INHALTSVERZEICHNIS

Dieses Buch widme ich den von einem
skandalösen Familienrecht gepeinigten Kindern

Vaterentbehrung – Schutzloses Kind	7
Der unerwartete Brief	29
Das Lächeln.....	33
Wechselbad der Gefühle	35
Der Koffer der Adele Kurzweil	41
Die drei Delphine	55

Zur Person des Autors	58
-----------------------------	----

VATERENTBEHRUNG – SCHUTZLOSES KIND

Die Schutzlosigkeit des vaterlosen Kindes ist so alt wie die Kulturgeschichte der Menschheit. Homer besingt sie in der Ilias, wenn er das vaterlose Kind Hektors beklagt. Die meisten der deutschen Heldenfiguren: Parzival, Tristan, Siegfried, aber auch viele deutsche Politiker der Gegenwart, kannten ihre Väter nicht. Sollten sie deshalb zu „traurigen Helden“ gemacht werden? „Wir waren schon froh, wenn uns ein Bild blieb, das konnte uns keiner nehmen.“ Tatsächlich hat sich die Stellung des Vaters in der Eltern-Kind-Beziehung anachronistisch gewandelt. Nach dem Preußischen Allgemeinen Landrecht von 1794 kam die Verantwortung für die Erziehung nahezu ausschließlich dem Vater zu. Das Bürgerliche Gesetzbuch von 1900 spricht hingegen von der „elterlichen Gewalt“, wobei der Vater eine herausgehobene Stellung hatte. Der Vater habe kraft der elterlichen Gewalt das Recht und die Pflicht, für die Person und das Vermögen des Kindes zu sorgen. Erst wenn der Vater nicht mehr zur Verfügung stand, was im Zuge der beiden Weltkriege durch staatlich militärische Zwangsverpflichtung mit Todesfolge millionenfache bittere Realität werden sollte, konnte die Mutter seinen Platz einnehmen. Die herausgehobene Stellung des Vaters in einer elterlichen Gewaltenteilung wurde im Laufe des 20. Jahrhunderts gänzlich abgebaut.

Mit der Auslöschung der Väter auf den Schlachtfeldern der Welt ging auch ihre gesetzlich sanktionierte gesellschaftliche Auslöschung als Vater einher. Alle Versu-

che, in Anknüpfung entsprechender Gesetzesentwürfe aus den Jahren 1922, 1925 und 1929, die Stellung des unehelichen leiblichen Vaters, wenn beispielsweise die Mutter eine andere Beziehung eingegangen war, zu stärken und ihm elterliche Rechte auch ohne Zustimmungshängigkeit von der Kindesmutter einzuräumen, zerschlugen sich am Mutterbild Adolf Hitlers, der gleichzeitig so viele Millionen von Vätern in den Tod getrieben hatte. Hitler lehnte kurzerhand all diese Gesetzesentwürfe, zuletzt zum Familienrechts-Änderungsgesetz von 1940 ab. „Dabei betonte der Führer mit aller Entschiedenheit, daß nicht die Sorge für das Wohl des Kindes in erster Reihe ausschlaggebend sei, sondern das ethische Recht der Mutter auf das Kind.“ Ein barbarisches Familienrecht hat bis zum heutigen Tag daran nichts nennenswert geändert. Bis 1959 galt zwar die Regelung: „Können sich die Eltern nicht einigen, so entscheidet der Vater. Er hat auf die Auffassung der Mutter Rücksicht zu nehmen“ (§ 1628). Laut Beschluß des Bundesverfassungsgerichts vom 29.7.1959 erfordert das Gleichheitsgebot des Grundgesetzes zwar die volle Gleichordnung von Vater und Mutter, jedoch steht die Judikatur des Bundesgerichtshofes in ständigem, krassem Widerspruch dazu „zumal, wie der Bundesgerichtshof spricht, die Mutter naturgegeben mit der Geburt die Hauptverantwortung für das Wohl des Kindes trägt“ XII. Zivilsenat des Bundesgerichtshofes, 4. April 2001. Dies ohne irgend welche Fachleute wie Pädagogen, Psychologen, Psychiater, vergleichende Familienrechtswissenschaftler, Ärzte, Sozialwissenschaftler oder Kriminalitätspsychologen vorher befragt oder gehört zu haben.

Im Bezug auf Väter erfolgte also keine Anpassung der Gesetzgebung und der ständigen Judikatur an den sozialen Wandel der Gesellschaft, sondern ganz umgekehrt vollzog sich der soziale Wandel entlang veralteter, lebensfremder Gesetze. Dr. Eva Schumann von der juristischen Fakultät der Universität Leipzig dazu: „Aus der Verfassung läßt sich also gerade kein Muttervorrang ableiten. Die Argumentation des Bundesgerichtshofes von der naturgegebenen Hauptverantwortung der Mutter, muß daher entschieden zurückgewiesen werden. Ganz nebenbei stellen sich die Mitglieder des XII. Zivilsenates gegen eine Entscheidung des Bundesverfassungsgerichtes (FamRZ 1996, 343-44) in der dieser eine Zuweisung der Erziehung und Pflege der Kinder in erster Linie an die Mütter als nicht vereinbar mit Artikel 3 II Grundgesetz erklärt. Auch nach der Rechtsprechung des Europäischen Gerichtshofes für Menschenrechte in Strassburg (FamRZ 2000,1077) „verbietet Artikel 14 der Europäischen Menschenrechtskonvention eine unterschiedliche Behandlung aufgrund der Geburt“. Erst jüngst hat der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte der Bundesrepublik Deutschland die Zahlung einer Entschädigung von 143.000 DM an drei Väter auferlegt, denen deutsche Gerichte zu Unrecht den Umgang mit ihren nichtehelichen Kindern verweigert hatten. (FAZ v.12.10.2001). Das Land, das nach dem Krieg um 15 Millionen Männer ärmer war, hat dieses Trauma keineswegs verarbeitet sondern auf völlig verfehlte und mit gefährlichen gesundheitlichen Langzeitfolgen verbundene Weise behandelt. Kaum wuchs, nachdem die meisten gefallen waren, eine neue Vätergeneration heran, die allmählich diese Lücke schliessen

und diesen unermesslichen Schmerz für kommende Generationen hätte lindern können, propagierte die Frauen-Emanzipationsbewegung auch schon den verhängnisvollen Slogan, Mütter seien die besseren Väter – nur intelligenter. Sie trat gleichzeitig für mehr Freiraum zur Selbstverwirklichung durch mehr sexuelle Freizügigkeit in der Partnerwahl der Frau und Unabhängigkeit von leiblichen Vätern durch Alleinerziehung bei gleichzeitiger Verhinderung echter Mitgestaltungsmöglichkeiten des anderen Elternteiles ein. Die ständige Judikatur gab diesem Trend ja in der Spruchpraxis Schritt für Schritt Recht. Der unfreiwillig uneheliche oder geschiedene Vater eines leiblichen Kindes war und ist auf das Gutdünken der Kindesmutter auf Gedeih und Verderb ausgeliefert. Die Ablehnung von echten Mitgestaltungsmöglichkeiten des unfreiwillig unehelichen oder geschiedenen leiblichen Vaters und die Ablehnung einer notwendigerweise partnerschaftlichen gemeinsamen Erziehung durch beide leibliche Eltern gründet sich also sowohl auf das feministische Credo als auch auf judiziertes Recht. Das ist der wahre Sachverhalt über den skandalösen Zustand des Familienrechts in Europa ! Die Konsequenzen sind international alarmierend. Kritisch ins Gericht mit den verheerenden Folgen derartiger Frauenemanzipation, welche vor allem die Kinder auf der Strecke ließ, gehen inzwischen auch Frauenrechtlerinnen. Astrid von Friesen: „So haben wir das nicht gewollt!“ Nicht nur die Mütter sondern in gleicher Weise auch Väter seien unersetzlich für eine gesunde körperliche und seelische Entwicklung der Kinder, weil sie eine Einheit aus diesen zwei genetischen Sätzen sind, und weil dies nicht nur biologisch

tief verwurzelt ist in der menschlichen Kultur. Noch präziser formuliert es die renommierte französische Psychoanalytikerin Cristiane Olivier. Durch falsches Rollenverständnis als Mutter gewähre die Frau keinen Raum für den Vater. Cristiane Olivier ruft die Söhne des Orests auf, sich zu wehren. Im Zeitalter der Lebensabschnittspartner und der gegen den Willen der Väter gewollt alleinerziehenden Mütter wachsen immer mehr Kinder vaterlos auf. Cristiane Olivier schlägt Alarm: Die Fehler der vaterlosen Gesellschaft von heute werden zum brennenden Problem von morgen. Der beschleunigte Abstieg der Väter durch Krieg und industrielle Revolution hat inzwischen in einer vollkommenen Machtlosigkeit der Väter in Europa geendet. Der Staat mache es aber dem mütterlichen Egoismus leicht, so schreibt sie, die Vaterliebe als patriarchalisch und veraltet abzuqualifizieren, obschon der Vater mit der Mutter das Gleis der biologischen und seelischen Kontinuität schafft, das erst dem Kind ermöglicht vorwärts zu fahren und nicht zu entgleisen. Ein Schienenstrang kann den anderen nicht einseitig ersetzen, um eine befahrbarere Schiene zu sein, nur Mutter und Vater zusammen, ob juristisch nun geschieden oder unverheiratet, steuern die Entwicklung eines Kindes. Frauen, für die Schwangerschaft der Beweis weiblicher Identität und natürlicher Dominanz ist, sehen sich meistens als einzigen unverzichtbaren Elternteil an und lassen deshalb dem Vater keinen Raum. Der Vater ermöglicht hingegen dem Kind, sich von fatalen einseitigen Fixierungen zu lösen. Thomas Bernhard beschreibt in seiner Erzählung „Ein Kind“ (1982) die ersten acht Jahre seiner Kindheit. Geprägt als uneheliches Kind ohne Vater aufzuwachsen

im gespannten Verhältnis zur Mutter, vor allem zu ihren Vorwürfen: „Du bist, was sie dich nennen, das scheulichste aller Kinder!“ Thomas Bernhard entwickelte eine anhängliche Beziehung zu seinem Großvater, Johannes Freumbichler. Von ihm lernt er fürs Leben. Die vaterlose Gesellschaft ist eine Erfindung des 20. Jahrhunderts, beklagt Sigmund Freud und Alexander Mitscherlich. Für letzteren verliere der Vater im Bereich der Berufsausübung und der Familienversorgung die Chance als Verhaltensvorbild zu fungieren. Das Kind sei seinen Fantasien über den Vater überlassen. Mitscherlich glaubt, dass das Erlöschen des Vaterbildes in unserer Zivilisation selbst begründet ist. Der Verherrlichung des Vaters und des Vaterlandes, folge in aller Breite ein „sozialisierter Vaterhass“ ja das „Verwerfen des Vaters“. Darüber darf nicht vergessen werden, dass gut einem Drittel der Kinder der Vater fehlte, weil er im Krieg war oder sein Leben ließ. Sowohl im Kleinkindalter als auch in der Pubertät fehlte die Vaterfigur. Denn in den 50er Jahren waren die Verhaltensregeln in der Familie auch noch auf den Vater abgestellt. Besonders die Söhne konnten dagegen aufbegehren. Die vaterlosen Söhne hatten dagegen keine Vorbilder an denen sie sich messen oder reiben konnten. Die Söhne wollten unbedingt an einem Punkt in ihrem Leben die Anerkennung des eigenen Vaters erringen, so selbstbewußt sie auch sein mochten. Das belegen zahlreiche wissenschaftliche Studien. Für zahllose Kinder wuchsen die leiblichen Väter in eine staatlich geregelte Besuchsonkelrolle mit dem Geschenk unterm Arm hinein, mit einem gesetzlich geregelten vierzehntägigen Besuchsrecht für wenige Stunden bis zum 6. Lebensjahr, zu denen man also beim

besten Willen, wie zu jeweils verspäteten und auch schon wieder flüchtigen Gästen, keine nachhaltige Beziehung aufbauen kann. So wurde dem von der Nachkriegsgesellschaft verheizten Vater nicht einmal mehr die Rolle eines Heimkehrers zugebilligt. Der Generationenkonflikt war vorprogrammiert. Er zog sich über die 50er Jahre, entwickelte sich zur Studentenbewegung und zur sogenannten 68er Generation.

Die „Enthauptung der Familie“ hat das Gleichgewicht bei der Erziehung zerstört. In der ausschließlichen Macht, die sich die Mutter anmaßt, sieht Cristiane Olivier die Basis einer gewalttätigen menschenfeindlichen Gesellschaft mit in ihrer ödipalen Entwicklung stecken gebliebenen Söhnen und Töchtern. Die deutsche Bestsellerautorin Karin Jäckel schreibt in ihrem Buch „Der gebrauchte Mann. Abgeliebt und abgezockt“: Männer und Frauen seien dabei, von einer Größenwahnsinnig gewordenen Minderheit in diese Richtung hin manipuliert zu werden. Feministinnen seien zwar Frauen, aber Frauen nicht zwingend Feministinnen. Allzuleicht sei mit Hilfe der Gesellschaft und der Gesetze das feministische Feindbild auch zum Feindbild aller Frauen geworden. „Es ginge immer wieder nur um die Vormachtstellung und den Führungsanspruch der Frau“, also um eine „Reanimierung“, wie Karin Jäckel schreibt „eines prähistorischen Matriarchats im Stil der kämpferischen Amazonen, die Männer ausbeuteten, diese aber ansonsten aus ihrem Leben verbannten und bekriegten.“ Sie verurteilt das brutale Ausleben egoistischer Wünsche der Mütter auf Kosten der Schwächeren, also auf Kosten der Kinder aber auch der Väter. Dieses moderne Matriarchat, so ihr Schluß, habe nichts mehr

mit „Befreiung“ sondern nur noch mit Machtgier und Größenwahn zu tun. Zitat Karin Jäckel: „Wer den modernen Amazonenkrieg aufmerksam mitverfolgt, muß sich fragen, ob das , was in schlimmsten Zeiten die Juden waren, für die Frauen von heute nun die Männer sind.“ Verzweifelte, per Gerichtsbeschuß entsorgte, existenziell ruinierte Väter mit niedergetrampelten Gefühlen von Frauen kälter als der Tod, von Müttern verstörter Kinder, von Frauen, die berechnend und gefühllos ihren gesetzlichen Vorteil ausspielen und bedenkenlos den leiblichen Vater ihrer Kinder abzocken und zerstören. Dazu meint der Spiegel-Redakteur Matthias Matussek.“ Wirklich emanzipierte Frauen haben es nicht nötig, Kinder als Wirtschaftsgeiseln zu nehmen, Väter auszugrenzen und abzuzocken...Ein Vater der sein Kind verliert, wird entrechtet und seelisch zerstört. Immer mehr Männer wollen sich nicht damit zufrieden geben, den Scheck hinüber zu reichen und Ruhe zu geben. Jede Mutter kriegt Altäre aufgebaut. Vom Vater wird verlangt, dass er sich still verkrümelt, Unterhalt bezahlt und ansonsten nicht stört. Der öffentliche Raum ist einseitig vergiftet. Das Kind hat ein Anrecht auf beide Eltern. Der Umgangsboykott eines Elternteils ist ein Verbrechen am Kind. Das müsste streng bestraft werden, wie das zum Beispiel in Frankreich der Fall ist, damit würde eine Menge Unglück verhindert. Eine ganze Industrie macht der Frau klar: Du bist dumm, wenn du in dieser Beziehung bleibst. Du bist dumm, wenn du diese Krise gemeinsam mit dem Mann überwinden willst. Du bist dumm und unteremanzipiert, wenn du nicht ausbrichst und den Alten über den Tisch ziehst, denn du hast die Möglichkeit

dazu. Und der Familienrichter Harald Schütz meint nur dazu: „Frauen können bei der geringsten Frustration ungefährdet Ehen preisgeben, Familien zerstören, Männer als Sexualstraftäter diffamieren, ihnen die Kinder rauben und sie zu rechtlosen Arbeitsdrohnen machen. Die Dimension solchen staatlich verordneten Leidens erreicht tragisches Ausmaß“ – so kritisch resümiert der Familienrichter Harald Schütz. Tatsächlich bringt das herrschende Recht in Deutschland, der Schweiz und Österreich mit sich, dass in weit über 90 Prozent aller Fälle das Sorgerecht für die Kinder allein der Frau überlassen wird. Die diesbezüglichen gerichtlichen Auseinandersetzungen werden auf dem Rücken der Kinder ausgetragen.

Und nun zu den gesundheitlichen, psychischen und sozialen Folgen welche diese Gesetze, die gesetzgebenden Körperschaften und judizierenden Gerichte mitverantworten haben: Bis zu Beginn der 70er Jahre konzentrierten sich die sozialwissenschaftlichen und medizinischen Forschungen zur Bedeutung der Eltern für die kindliche Entwicklung fast ausschließlich auf den Einfluß der Mutter. Inzwischen stehen aus gutem Grund, nämlich den verheerenden Folgen der „vaterlosen Gesellschaft“ die Väter im Mittelpunkt der wissenschaftlichen Untersuchungen. In einem von Fthenakis 1985 herausgegebenen zweibändigen wissenschaftlichen Werk, werden die diesbezüglichen Forschungsergebnisse zusammengefaßt. Die meisten Studien, welche die allgemeine intellektuelle Leistungsfähigkeit messen, kommen zu dem eindeutigen Ergebnis, dass Kinder aus vaterlosen Familien leistungsschwächer sind als Kinder aus vollständigen Familien. Vaterlosigkeit

wird auch als ein Problem für die Entwicklung der Geschlechtsidentität manifest. Mit einer alleinerziehenden Mutter ohne leiblichen Vater aufwachsende Kinder tragen auch nach Jahrzehnten schwere psychische Folgen mit sich. Die Ergebnisse zeigen, dass der Vater zur Geschlechtsidentifizierung seines Kindes durch seine Gegenwart beiträgt, ihm kommt eine wichtige Funktion zu, dem Kind ein weibliches oder männliches Erleben der Welt im Laufe seiner Entwicklung zu ermöglichen. So führt er das Kind aus dem Binnenraum des Erlebens heraus und kann seine Aufmerksamkeit schrittweise auf Natur und gesellschaftliche Umwelt richten. Grundsätzlich waren vaterlose Knaben in der Entwicklung moralischen Verhaltens weniger weit fortgeschritten als Knaben aus vollständigen Familien. Sie konnten Versuchungen schlechter widerstehen und zogen die sofortige Belohnung einer größeren, aber zeitlich aufgeschobenen Befriedigung vor. Sie verhielten sich weit häufiger aggressiv. Es gibt auch wissenschaftliche Belege dafür, dass vaterlos aufgewachsene Kinder Schwierigkeiten haben, langzeitliche Vereinbarungen oder Verpflichtungen einzugehen. Auch das ethische Urteilsvermögen von vaterlosen Knaben war weniger weit entwickelt als das ihrer Altersgenossen aus intakten Familien. Entsprechend neigen sie bei Verletzungen von Regeln im Zusammenleben von Menschen zu Verdrängung und mangelndem Fehlerbewußtsein. Generell haben Knaben, die ohne Vater aufwachsen, eine wenig ausgeprägte männliche Identifikation und die Geschlechtsrollen sind bei ihnen weniger ausdifferenziert. Was Aggressivität betrifft, so gelingt Knaben, die ohne Präsenz des leiblichen Vaters leben müssen, der

Balanceakt, der zur richtigen Dosierung der triebdynamischen Verhaltenskomponenten erforderlich ist, weit aus schlechter, als Altersgenossen aus intakten Familien. Generell sind vaterlose Kinder und Jugendliche häufiger als Vergleichspersonen aus intakten Familien in ihrer psychosozialen Entwicklung beeinträchtigt, sie sind psychisch labiler, ängstlicher und haben geringes Vertrauen zu sich selbst und zu anderen, was letztlich häufiger in Verhaltens- und Persönlichkeitsstörungen resultiert. Auffällig ist insbesondere der Zusammenhang zwischen der Schwere der Störung und der Dauer der Vaterentbehrung. Kinder die ohne Vater aufwachsen, haben ein höheres Risiko, im Erwachsenenalter unter psychosozial beeinflussten Störungen zu leiden. Dies ist das Ergebnis einer Studie von Univ.Prof. Dr. Matthias Franz, stellvertretender Direktor des klinischen Instituts für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. Franz hat zusammen mit dem Zentralinstitut für Seelische Gesundheit in Mannheim Daten der Mannheimer Kohortenstudie zur Epidemiologie psychogener Erkrankungen ausgewertet. Dabei stellten die wissenschaftlichen Forscher einen statistisch bedeutsamen Zusammenhang zwischen einer Abwesenheit des Vaters und der psychogenen Beeinträchtigung im späteren Leben fest. Die weitgehend ohne Vater aufgewachsenen Probanden litten später häufig unter Neurosen, Persönlichkeitsstörungen, signifikanten Belastungsreaktionen und somatoformen Erkrankungen. Nach Angaben des Statistischen Bundesamtes leben in Deutschland 1,2 Millionen Kinder unter zehn Jahren ausschließlich bei ihrer Mutter. In Amerika, wo eine

wissenschaftliche Vaterforschung schon seit geraumer Zeit fortgeschritten ist, zeigt sich, dass ein Drittel aller Vergewaltigter so wie drei Viertel aller jugendlichen Mörder ohne Vater aufgewachsen sind. Unabhängig voneinander durchgeführte, jedoch im Ergebnis übereinstimmende wissenschaftliche Studien ergeben, dass Menschen, die ohne Vater aufwachsen fünfmal mehr gefährdet sind, Selbstmord zu begehen und im Kindes- wie Jugendalter zweiunddreißig Mal mehr gefährdet sind, von zu Hause wegzulaufen, als Menschen, die den Vater nicht entbehren müssen. Kinder ohne Väter neigen deutlich häufiger zu Drogensucht, nämlich zehn Mal mehr als Kinder mit Vätern. Kinder ohne Väter sind zwanzig Mal mehr gefährdet im Gefängnis zu landen als Kinder mit Vätern. Langzeitstudien aus Amerika, wie Judith Wallersteins „Second Chances-Studie“ oder Sara Mc Lanahans „Single Mothers and their Children“ rütteln heftig an dem lieb gewordenen Grundsatz, dass eine Scheidung besser sei als eine schlechte Ehe. Gewollte Einzel-Elternschaften bergen für die Kinder gefährliche Risiken. Amerikas berühmtester Kinderarzt T. Berry Brazelton, nannte Wallersteins Studie über die Folgen einer Trennung das beste Argument für jene, die glauben, dass es sich für eine Beziehung und damit für eine intakte Familie zu kämpfen lohnt.“ Dieser Auffassung schlossen sich auch namhafte deutsche Kriminalitätspsychologen und Pädagogen an. Wallersteins Studie – 1971 begonnen und noch nicht abgeschlossen – zeigt eindeutig, dass gravierende Schwierigkeiten oft bis ins Erwachsenenalter anhalten. Nach fünf Jahren erlebte ein Drittel der vaterlosen Kinder mittlere bis schwere Depressionen. Nach zehn Jahren litt eine bedeutende

Zahl der nunmehr jungen Männer und Frauen an Verstörung und Leistungsdefiziten. Auch nach 15 Jahren zeigten sich deutliche Langzeitschäden. Ein Großteil der vaterlosen Kinder schafft es nicht, dauerhafte Beziehungen aufzubauen und aufrechtzuerhalten. Die „vaterlosen deutschen Männer“ heiraten öfter, weil sie sich nach Harmonie sehnen. Sie trennen sich auch öfter, weil die vaterlose Gesellschaft eigentlich immer nur auf der insgeheimen Suche nach einem gütig – grenzensetzenden Vater ist. Die Universität Leipzig hat sich in einer Studie mit der vaterlosen Kindheit beschäftigt und ist ebenfalls zu dem Ergebnis gelangt, dass vaterlos aufwachsende Kinder später körperliche und seelische Probleme haben. Viele solcher Kinder leiden später unter gravierenden Erschöpfungszuständen, außerdem verhalten sie sich deutlich mißtrauischer gegenüber anderen Menschen als Kinder aus intakten Familien. Es ändert an diesen Folgen gar nichts, dass sich die Kinder ihr Vatern Vorbild dann meist aus dem Kino oder Fernsehen holen.

Die deutschen Psychotherapeuten konstatierten auf ihrem größten Fachkongress in Lindau, dass über ein Drittel aller Kinder aus Ein-Eltern-Familien unter schweren psychischen Störungen leide und dass es erhebliche Risiken mit sich brächte, ohne Vater aufzuwachsen. Vaterlose Kinder vermögen kein Bewertungsgefühl für Autorität zu entfalten. An der liebevoll gegenwärtigen Person des Vaters könnte das Kind lernen, Sicherheit und Selbstwertgefühl zu entwickeln und sich zu behaupten. Wie könne aber die spürbare Gegenwart für die gesunde Entwicklung des Kindes wirksam werden, wenn sie auf ein lediglich vierzehntägiges Besuchs-

recht von Gesetzes wegen eingeschränkt ist? Kann ein Vater Besuch sein? „Pflegschafts- und sorgerechtliche Gerichtsurteile zum eindeutigen Nachteil der Männer“ seien, wie die bekannte Psychologin und Gerichtsgutachterin Ursula Kodjoe erklärt „gängige Gerichtspraxis in Deutschland“. Kinder hingegen würden eine besondere Loyalität zu Vätern beweisen, weil die Präsenz der Unterschiede in der Entwicklung des Gemüts zwischen leiblichem männlichen und weiblichen Elternteil für die Kinder äußerst bedeutsam ist. Der Vater mit Zeit ist natürlich besser als der ohne, aber überhaupt einen zu haben, sei für das Kind das Allerwichtigste. Kinder würden auch zu eigenen leiblichen Vätern von sich aus eine ungleich stärkere Beziehung und Bindung entwickeln als zu Stiefvätern oder Gefährten der Mutter. Sexueller Mißbrauch von Kindern komme bei leiblichen Vätern wesentlich seltener vor als bei Stiefvätern oder Gefährten der Mutter. Sollte die gegen europäisches Menschenrecht gerichtete Diskriminierung von Vätern nicht von den meinungsbildenden Gremien der Europäischen Union erkannt und einheitlich beseitigt werden, erhalte die längst überholte Antithese von Vater Staat und Mutter Natur insofern eine neue Bedeutung, als in der vaterlosen Gesellschaft das Gemeinwohl nicht mehr dort wirksam sein könnte, wofür es existiere, nämlich zum Gedeihen eines familiären Zusammenlebens der Menschen. Nicht zuletzt deshalb hielten die europäischen Rechtsordnungen aus gutem Grunde immer noch am „favor matrimonii“ fest, den sie aber gleichzeitig in ihren Judikaturen und ihrer Rechtspraxis ständing und konsequent aushöhlten. Die himmelschreienden Fakten über die Gefährdung vaterloser Kinder belegen ein-

drucksvoll, dass dieses Problem dringender zu lösen ist, als viele andere weltweit rechtsrelevante soziopolitische Probleme, die das Zusammenleben der Menschen regeln sollen und wofür sich Parlamente, Regierungen und Höchstgerichte vor der Bevölkerung und vor der Geschichte zu verantworten haben.

Es ist also ein Thema voll von Entsetzen, voll von Traurigkeit, aber auch ein Thema voll von Zärtlichkeit. Genau dieser Ambivalenz müssen wir uns annähern. Dementsprechend sollten wir uns die Frage stellen, warum heutzutage schon vom Werden eines Menschen an alle „sanften Gesetze des Lebens“ längst außer Kraft getreten sind. Das Kind will angesichts ihm fremder partnerschaftlicher Kälte, machtauslotender Grabenkämpfe und geschlechtsbezogener Selbstverwirklichungsprobleme, mit naturgemäß untauglichen, unbeachteten Mitteln vermitteln, fühlt sich irgendwann selbst schuldig, nimmt geradezu generell jede Schuld auf sich und verliert auf diese widernatürliche Weise seine kindliche Unbefangenheit.

Das Schicksal von vaterlosen Kindern zeigt, dass sie Fähigkeiten und Instinkte von Superpsychologen entwickeln müssen, um mit diesem Manko zu leben, es aber immer nur scheinbar zu kompensieren vermögen. Die Folgen sind schwerwiegend. Das Kind versucht in einer geradezu ritterlichen Weise für beide Elternteile einzutreten und zu kitten, was noch zu kitten ist. Was machen die Eltern? Sie tragen über das Kind die gegenseitig aufgestauten Ressentiments und Anschuldigungen aus. Wissen die Psyche des Kindes auch während der ohnehin schon kärglich bemessenen Besuchsrechtsausübung dahingehend zu mobilisieren, dem getrennten

Partner unter die Nase zu reiben, wie verletzt man sich fühle. Es entsteht oft ein Wettlauf in der konkurrenzierenden Geschenkszuwendung zum Kind, weil man sich damit von den echten Zuwendungen loskauft, für die eben kein Raum und keine Zeit, auch nicht vom Gesetz her besteht. Dass die Erwachsenen in ihrem Beruf und in ihrem nach Abwechslung und ständiger Reizüberflutung Ausschau haltenden Liebesleben keine Befriedigung finden, bekommt als Letztes in der Reihe das Kind vollends zu spüren. So steht es eigentlich nur im Weg und die Zuwendungen werden an Verwandte der älteren Generation oder an öffentliche Einrichtungen der Kinderbetreuung delegiert. Das Kind, das mit seinen instinktiven aber untauglichen Vermittlungsversuchen scheitern muss, ist den Gefahren des Lebens umso schutzloser ausgeliefert, weil es mit niemandem wirklich Loyalen reden, sich niemandem anvertrauen kann. So können Kinder auch zu „Freiwild“ werden, wie wir es täglich aus den Medienberichten erfahren müssen. Es gelingt dem Kind auch nicht, diese Zerrissenheit durch selbst-erzeugte Illusionen zu mindest zu mildern oder abzumindern, weil auch der Ausweg in die Fantasie oder die Flucht dorthin vom „Kreuzeck der Wirklichkeit“ versperrt ist. Das Kind flüchtet sich bestenfalls in die virtuelle Welt der Elektronik, welche die moderne Welt bereit hält und der Fantasie des Kindes damit den Rest gibt. Was aber ist geschehen mit uns, dass wir uns selbst und unseren Kindern das alles antun? Wie konnten all die sanften Gesetze des Zusammenlebens und des Kinderhabens auf solch barbarische Weise außer Kraft gesetzt werden? Wie können wir einander nur so viel Schmerz zufügen? Sich mehr als

alles andere selbst verwirklichen zu wollen, bedeutet immer Absonderung und Trennung von anderen Menschen, vor allem vom Nächsten, vor allem vom eigenen Fleisch und Blut. Trennung bedeutet immer Schmerz auf Kosten eines Anderen. Am tragischsten auf Kosten des eigenen Fleisches und Blutes, auf Kosten des eigenen Kindes. Bis hin zu der Situation, das Kind seinen seelischen Nöten bedenkenlos allein und schutzlos zu überlassen und einen Teil der leiblichen Eltern der Lächerlichkeit preiszugeben.

Schon das geringste „Nicht aufeinander eingehen wollen“ schafft beim Kick augenblicklicher Bequemlichkeit des seelisch dominanten und selbstbestimmenden „Ichs“ geradezu automatisch die Bedingungen eines ständigen Laufgrabenkampfes. Der Staat spielt sich zum Schiedsrichter auf, mit voyeuristischer Wichtigtuerei, ohne ernsthaftem Verständnis für das Wesen der Beziehung von Kindern zu den Eltern, ohne die das Kind ja gar nicht entstanden wäre. Das gibt den meisten Beziehungen den Rest. Eltern werden manchmal von Jugendämtern zu Handlungen angestiftet, zu denen sie sich aus eigener Überzeugung nie entschlossen hätten.

Wenn aber die Macht des Staates unter dem Deckmantel des „Freundes und Helfers“ auftritt, müssen Angst und Dankbarkeit stets sehr eng nebeneinanderliegen. Familienrichter und Höchstgerichte untersagen, dem leiblichen Vater des eigenen Kindes, wenn die Kindesmutter ablehnt, ihn zu heiraten, sein Kind gesetzeskonform zur Nachformung einer ehelichen Vater- Sohn-Beziehung zu adoptieren, obwohl dies bisher gesetzlich erlaubt war. Plötzlich wird die Blutsverwandtschaft, obschon es keine von Natur aus nähere Beziehung

geben kann, als ungenügend erkannt. Im Gegensatz dazu, wird es aber jedem anderen fremden Mann gestattet, das Kind an Kindesstatt anzunehmen, plötzlich nur dem eigenen leiblichen Vater nicht. Es ist keinesfalls einzusehen, dass der Staat die Adoption eines Kindes durch jeden anderen fremden Mann zulässt, und durch einen lebensfremden Beschluss eines Höchstgerichtes nur nicht mehr dem unehelichen, leiblichen Vater des Kindes. Obwohl zahlreiche uneheliche Kinder von ihren leiblichen unehelichen Vätern bisher adoptiert wurden. Eine solche Entscheidung geht sowohl über die Gestaltungsmöglichkeiten innerhalb der auf Blutsverwandtschaft beruhenden Familie, als auch über das Kindeswohl hinweg, wenn die Adoption durch den leiblichen Vater ohne Prüfung von deren Auswirkungen auf das Kindeswohl von vornherein verwehrt wird. Der europäische Gerichtshof für Menschenrechte schweigt. Viele Staaten haben die europäische Menschenrechtskonvention zum Schutz vor „reiner Diskriminierung“ noch immer nicht ratifiziert.

Der leibliche Vater wird auf seine ausschließlichen Besuchsrechte und darüber hinaus nur auf seine Aufgabe verwiesen, Alimente zu bezahlen und dem Kind, wenn möglich ein Vermögen zu hinterlassen; als ob eine Beziehung mit einem Toten und nicht unter Lebenden garantiert sein soll. Damit wird aber die Beziehung des Kindes zum leiblichen Vater ihres eigentlichen Sinngehalts entblößt. Es kann keine größere Heuchelei geben, als dass der Staat zwar einerseits die Entwicklung der Beziehung zum Vater als ein unveräußerliches Recht des Kindes und allgemeines Menschenrecht in nationalen und supranationalen Gesetzen promulgiert,

was ja im Falle einer nicht zu Stande kommenden ehelichen Gemeinschaft durch die Nachbildung des durch eheliche Geburt entstehenden Eltern-Kind-Verhältnisses mittels der Adoption ersetzt werden könnte, weil so die von der Rechtsordnung mit dem „favor matrimonii“ zweifellos gewünschte, stärkste Eltern-Kind-Beziehung, nämlich die durch eheliche Geburt begründete „hergestellt“ würde, andererseits dies mit höchstgerichtlichem Beschluss gleichzeitig verbietet. Dem Vater wird gerichtlich beschieden, dass er keine weiteren Rechte habe, als die eines unverschuldet unehelichen Vaters, sein Kind zu besuchen, (nochmals, kann ein Vater Besuch sein?), Alimente zu bezahlen und nach seinem Ableben, dem Kind etwas zu hinterlassen. Wie kann nach alledem der Staat von gleichbleibenden Entwicklungschancen für das Kind ausgehen?

Wie darf der Staat ungeprüft, er beschließt solche höchstgerichtlichen Urteile ohne im konkreten Fall das Kindeswohl in irgendeiner Weise überprüft zu haben, bessere Sozialchancen, beständige, nachhaltige Entwicklungs-, Bildungs- und Berufschancen auf solche Weise verhindern? Nach einhelliger pädagogischer, psychologischer und medizinischer Fachmeinung, ist die Beziehung des heranwachsenden Kindes zu beiden Elternteilen für seine seelische und gesundheitliche Entwicklung von grundlegender Bedeutung. Ein Großteil der seelischen und körperlichen Fehlentwicklungen und Erkrankungen Minderjähriger rühren von diesem Problem her. Warum schweigt hier die Kirche, die sich sonst zu allem anderen, bis hin zur Homosexuellen-Ehe äußert und Stellung nimmt? Sie war es ja, die in der rechtsgeschichtlichen Entwicklung dem „favor matri-

monii“ soviel Gewicht zumaß. Warum konkret für den heutigen, genauso aus Fleisch, Blut und Seele bestehenden Menschen nicht? Warum schweigt hier die Staatengemeinschaft, die sich sonst aller wichtigen und höchst unwichtigen Probleme annimmt. So hat kürzlich die spanische Regierung allen ernstes die Staatengemeinschaft aufhorchen lassen: „Die Menschenaffen seien genetische Gefährten des Menschen. Mit diesem Argument möchte die spanische Regierung den Menschenaffen gewisse Grundrechte einräumen“. Die naturgemäß erforderliche Beziehung des leiblichen Vaters zu seinem Kind wird hingegen von der Staatengemeinschaft und den Spezialorganisationen der Vereinten Nationen totgeschwiegen und die Behandlung dieser wesentlichsten Menschenrechtsfrage gröblichst vernachlässigt. Der Staat greift pausenlos einschränkend in das Recht des unehelichen und geschiedenen Vaters auf Gestaltung seines Familienlebens ein. Es wird ihm verwehrt, einen rechtlichen Zustand herzustellen, wie er zwischen Vater und ehelichem Kind besteht um auf diese Weise die engste Bindung, welche die Rechtsordnung für das Verhältnis von Eltern und Kindern zur Verfügung hat, herzustellen. Das Recht auf Liebe und Fürsorge kann doch nicht das Monopol der Mütter sein. Um den leiblichen Vater nicht zu diskriminieren, müssten auch ihm alle Gestaltungsmöglichkeiten für die familiäre Beziehung zu seinem Kind eingeräumt, und es dürfte ihm die Möglichkeit, sein Kind zu adoptieren, nicht von vornherein abgeschnitten werden.

Da in zahlreichen Ländern Europas und der Welt es ohne jede Rechtfertigung den Vätern verwehrt wird, ihre Familienverhältnisse zu ihren eigenen Kindern zu

gestalten, hat sich dieses Problem zu einer globalen Frage ausgewachsen. Deshalb verwundert es nicht, dass in den letzten Monaten und Jahren zahlreiche Großkundgebungen nicht erziehungsberechtigter Väter, beispielsweise in London, Paris und Rom stattgefunden haben, die gegen dieses schreiende Unrecht demonstrierten. Über die Fernsehschirme in aller Welt wurden die Bilder der den Big Ben verzweifelt erkletternden Väter ausgestrahlt, bis hin zu dem ebenso verzweifelten wie verwerflichen Komplott, den Sohn des britischen Premierministers Blair für kurze Zeit entführen zu wollen, um diesem ehelichen Vater „spüren zu lassen, wie es ist, wenn man sein eigenes Kind vermissen muss und nicht sehen kann“.

Dem nicht erziehungsberechtigtem Elternteil erwartet von Staat und Gesellschaft geradezu ein dem Leben kontraproduktiver Spießrutenlauf, veranstaltet von den in den gesetzgebenden und gesetzsvollziehenden Organen und Gerichten agierenden Personen, die mit völlig lebensfremden Entscheidungen, eine gedeihliche Kindesentwicklung und Beziehungschance oftmals geradezu unmöglich machen. Kann so der Staat Menschen zu ihrem Wohle vertreten? Können in einer „vaterlosen Gesellschaft“ so die Aufbauten des Staatswesens funktionieren?

Meist verflüchtigt sich schon sehr bald die Strahlkraft dieses wahrgenommenen Wunders der Kindwerdung und Elternschaft, und macht versagten Entwicklungschancen, versperrten Beziehungswegen, Verzweiflung und Trostlosigkeit Platz. Der erinnerungslose Bezugspunkt für die Entstehung von Leben, bleibt in einem solchen Ambiente oft der einzige Rest von Kindheit und

Familie. Und weil man sich am besten ersparen möchte, die Einflussgröße von Staat, Gerichten und Jugendämtern hautnah erleben zu müssen, relativiert man die Freude, die man mit einem Kind erahnt hat oder verbunden wissen wollte.

Freude zu geben, hieße ja, sie zu haben. Sich auf jene Bemühung um Gerechtigkeit und Liebe und ein ernsthaftes Verständnis der Wesen einzulassen, die anhaltende Freude ermöglicht; wenn auch vom Staat oft geradezu restlos verhindert wird, dafür jedem Einzelnen der Eltern und der Kinder Raum zu geben.

Ein Kindesvater erhält unerwartet einen Brief vom Gericht. Unvermittelt erscheint alles, was bis dahin mit dem wohlklingenden Begriff „Kindesmutter“ verbunden war, nunmehr als Gegenseite, als Verfahrensgegner. Gibt es eine unvernünftige Enttäuschung? Er konnte sich nicht helfen, er empfand alle von nun an vom Gericht einlangenden Aufforderungen und Äußerungen als Hinterhältigkeit. Wie sollte sonst das Gefühl bewertet werden, dass einem gerade die Frau, die man stets als Einheit mit dem Kind gesehen hatte und der man selbstverständlich zu jedem Zeitpunkt alle Zuneigung und Zuwendung automatisch sicherte, in den Rücken fällt? Er hatte noch wegstecken können, dass trotz fröhlicher Begegnungen während der Schwangerschaft so Bemerkungen hervor kamen, eine Mutter sei von Natur aus mit ihrem Kind immer verbundener als es der Vater sein könne, denn so gesehen, sei er doch nur der Samenspender. Wie hätte ein Vater das aufnehmen sollen? Noch mehr musste es ihn enttäuschen, als er erfuhr, dass die Mutter schon als Schwangere in eine andere, zweihundert Kilometer von ihm entfernte Stadt zog, ohne jede Möglichkeit für ihn, daran etwas zu ändern. Er konnte ihr nicht übel nehmen, dass sie, wie sie erklärte, niemanden neben sich dulde und nicht glücklich gemacht werden wolle, weil die Macht des Glücks sie stets verunsichere. Trotzdem musste es ihn wie ein Beil treffen, während er an ihrem Wochenbett saß und über ihre Hand strich, als die Arztvisite eintrat und die Mutter erklärte: „ Er hat nichts mit mir zu tun, er ist auch nicht mit mir ver-

wandt, er ist nur der Vater.“ Er hatte auch zu verstehen versucht, warum sie den Nachtschwestern und der Hebamme die ausdrückliche Weisung gab, den Vater nicht zu verständigen, weil sie ihn bei der Geburt nicht dabei haben wollte. Er hatte sich schon Tage vor der Niederkunft in unmittelbarer Nähe des Spitals einquartiert, und die Ärzte hatten ihm bedeutet, dass es bald „losgehen“ werde, so dass er in ihrer Nähe blieb oder sich zumindest in der Nähe des Spitals aufhielt. Am Abend hatte sie ihm noch gesagt, die Ärzte hätten ihr versichert, dass in dieser Nacht mit Sicherheit mit der Entbindung nicht zu rechnen sei, weshalb er ins Quartier gehen solle. Unmittelbar nach Mitternacht läutete jedoch sein Telefon und ihre aufgeregte Stimme jubelte: „Bitte, komm schnell, es ist schon da. Und so unbeschreiblich lieb! Du musst es sehen, bitte komm schnell!“ Er hatte sich ins Auto gestürzt und fuhr quer über die Kieswege und Wiesen des Spitalsparks, so dass er binnen Minuten im Kreißsaal sein konnte. Da lag das Kind, winzig im großen Bett, erschöpft nach allem Überstandenen, und hatte schon wenige Minuten nach der Geburt die Arme verschränkt und bewegte mit den Fingern das um den Arm gewickelte Identifikationsbändchen. Da lag ein Mensch, der, obwohl neugeboren, schon so viel an eigenständigem Charakter ausströmte, dass man über alle Verzückung hinweg nur ehrfurchtsvoll erstaunt sein konnte. Die Mutter und der Vater kamen aufeinander zu, reichten sich im Hinschauen zum Kind die Hände und beiden liefen die Tränen übers Gesicht.

Wer in aller Welt konnte das vergessen? Und dann der Brief vom Gericht. Obwohl man noch Stunden zuvor

mit der Kindesmutter „in Ausübung des Besuchsrechtes“, den Kinderwagen schiebend, gemeinsam einherging und nichts von all dem erfuhr. Dem Vater des eigenen Kindes nicht das zu sagen, was zu sagen war, sondern über Behörden und wildfremde Anwälte auszurichten, die mit dem Wunder der Elternschaft nicht das geringste zu tun hatten. Noch dazu mit dem unterfertigten Namenszug des nicht eigenberechtigten Kindes, in dessen Namen nun einmal in „Pflegschaftssachen“ gegen den Vater vorgegangen wird. Hier war also zu lesen, dass eine Blutsverwandtschaft des eigenen leiblichen Kindes noch kein Naheverhältnis begründe; dass eine besondere Vater-Kind-Beziehung nicht eintreten könne und werde, da der Vater nur im Rahmen einer Besuchsregelung, alle vierzehn Tage für einige Stunden, zu Besuchen seines Kindes berechtigt sei. Er im übrigen aber wissen müsse, dass er keine weiteren Rechte habe. Von einer innigen Beziehung zum leiblichen Sohn zu sprechen, welcher erst vor wenigen Monaten geboren worden sei, entbehre wohl wirklich jeglicher Grundlage und entspreche dem alleinigen Wunschdenken des Kindesvaters, das durch nichts gerechtfertigt sei.

Eine solche unmenschliche und haarsträubend unsinnige Erklärung aber dem wehrlosen Kind in den Mund zu legen und seine mangelnde Eigenberechtigung so auszunützen und irre zu leiten - dafür war das Kind alt genug! So hatte also der Staat das Wohl des Kindes und die Grundrechte von Kind und Vater geschützt!

Wie günstig kann sich das Leben eines Kindes entwickeln, wenn es sich schon von allem Anfang an daran zu gewöhnen hat, scheinbar grundlos im Stich gelassen zu werden.

Wenn der Vater seinem Kind auch nur in Wickelzimmern von Großkaufhäusern und Raststationen begegnen durfte, das Kind verwandelte auf seltsame Weise das Gewöhnliche in etwas Erhabenes. Der Kinderwagen wurde durch das Warenangebot an den Menschen und Gebrauchsartikeln vorbeigeschoben, die Gänge entlang in Aufzüge hinein und wieder heraus. Das Kind saß ruhig und interessiert umherblickend, manchmal die Augen länger einem Gegenstand zugewandt, ein andermal alles im Umkreis überblickend. Aus diesem kleinen Wesen strömte so viel an Gelassenheit, dass selbst die Neugier in eine geordnete Intelligenz eingebettet schien. Das Staunen über alles auf Knopfdruck Funktionierende war wie abgefedert getragen von einem heiteren geradezu selbstbewussten Dasein. Der Ablauf der Eindrücke mündete sodann im Wickelraum und Stillzimmer des Einkaufszentrums. Angesiedelt in einem breiten, lichten Gang mit bunten Bildern an den Wänden und dem Hinweisschild auf die Behinderten-toilette nebenan. Eine weiße Liege befand sich dort, auf die eine einfarbige blaue Decke gebreitet war, sowie ein Kleiderständer und der Wickeltisch. Der Kleine wurde von den Sicherheitsgurten des Kinderwagens und den warmen Kleidern befreit, so dass er sich freier bewegen

konnte. Auch diese Erleichterung registrierte er gelassen lächelnd. Als ihn die Mutter in der gemeinsam eingespielten Weise an ihre Brust anlegte, war es natürlich mit der Fassung vorbei, und hastig aufrückend konnte das Köpfchen und vor allem der Mund diese Verbindung und das Stillen gar nicht mehr erwarten - das Trinken begleitet vom beruhigt wissenden Lächeln der Mutter. Kaum gestillt, wendete sich der Kleine immer wieder mit Halbdrehungen zum Vater um und schaute ihn lachend an. Zum Bäuerchen machen von der Mutter auf die Schulter gehoben, wiederholte sich das Spiel des Umdrehens und aus ganzer Kehle Lachens, so dass sich manchmal das kleine Stimmchen überschlug. So wurde auch das Lachen der Mutter wie selbstverständlich ausgelöst. Ein unbefangenes, grenzenloses Lachen, wie früher. Der Vater lächelte und empfand dabei dieses Glück, dieses einfache und grenzenlose. So konnte er es auch noch liebevoll empfinden, als die Mutter ihn noch im Lächeln ohne Bitterkeit erinnerte: „Zehn bis zwölf Uhr. Es waren zwei Stunden. Ich glaube, das ist okay. Du solltest jetzt gehen, leb wohl.“

DAS WECHSELBAD DER GEFÜHLE

Komm nur herein! Aber das Kind schläft. Da kannst du einmal sehen, wie sich das Aufwachen bei ihm abspielt. Tatsächlich, der Kleine klappt die Lider auf und seine großen, die Umwelt immer neu entdeckenden Augen kommen zum Vorschein. Immer intensiver leuchten sie. Aus dem anfänglich hilflosen, fast ängstlich fragenden Schauen, wird – wie das Einbrechen der Sonne in die beruhigte Welt – ein Lächeln und nach und nach – ein alles einnehmendes Lachen. Das zierlich vorspringende Stupsnäschen und die unmerklich geöffneten Lippen eines zart geformten Mundes ergeben in einem solch rundlichen Babygesicht ein Unterpfand für erwachende Heiterkeit, welche mit so viel Vertrauen ausgestattet ist, wie es nur von einem Kind ausgehen kann. Seine Augen wenden sich einmal zur Mutter, dann zum Vater, schon aus dieser Schaukelbewegung des Blickes offensichtlich Spaß beziehend. Während er wie beiläufig Gewohnheit und Überraschung nebeneinander unterbringt, verbleibt für den Kleinen noch Zeit, lallend seine eigenen Beine und Füße zu begrüßen, an den Socken zu zupfen, um erst dann die kleine Faust zum zahnenden Mund zu führen. „Es ist immer dasselbe Ritual“, bemerkt die Mutter liebevoll, „er begrüßt seine Hände und Füße, wenn er aufwacht. Und er tut so, als ob er mit ihnen reden würde.“ Jedes Mal wenn sich der Vater, ausgestattet mit seinem Besuchsrecht, der Wohnung des Kindes nähert, empfindet er voll Freude diese Aufregung, die nicht zuletzt aus der neugierigen Erwartung zu erklären sein mag,

wie sich wohl das Kind inzwischen entwickelt habe und wie der Besuch von der Mutter aufgenommen werde, die für ihn seit jeher eine Einheit mit dem Kind darstellt. Alles, was mehr ist als neutral, denkt er bei sich, ist schon ein Fortschritt. Wenigstens eine Milderung entbehrter Gemeinsamkeit. Er empfindet tiefe Dankbarkeit für all das, was die Mutter auf sich genommen hat. Und es war sehr viel, auf das sie verzichtete, als sie bereit war, einem Kind, diesem Kind, das Leben zu schenken und sich ihm zu widmen. Wie sehr hatte er sich gewünscht, auch die Mühen, die mit diesem täglichen Glück verbunden sind, gemeinsam mit ihr zu tragen, mit ihr zu teilen. Sie lässt es nicht zu. Es ist ihm bewusst, welche Rolle ihm zugemessen wird, er sieht klar, was ihm verbleibt. Auf dieses Kind bezogen sein zu dürfen, empfindet er als besondere Würde. Wie freut er sich über seine Verantwortung - immer - aber natürlich auch jetzt, wo er knapp davor steht, das Kind wieder sehen und wahrscheinlich in die Arme nehmen zu dürfen. Ja, es ist ihm geradezu feierlich zumute, vielleicht weil er nur allzu gut weiß, wie sehr diese Zeit etwas besonders Kostbares für ihn ist. Nicht nur die Zeit, die bei jedem heranwachsenden Kleinkind in Windeseile abläuft und die man gar nicht besser nützen könnte, als sie gemeinsam zu erleben, was ihm jedoch als nicht erziehungsberechtigtem Vater verwehrt ist. Also von der Zeit zu schweigen, die man nützen könnte, um sich unbegrenzt aufeinander einzustellen. Sondern auch die bemessene Zeit, die verbleibt, wenn sie auch nur wenige Stunden währt und unerbittlich mit sich bringt, dass jedesmal wieder, wenn sich Vater und Sohn spürbar aneinander

gewöhnt haben, der Vater zu gehen hat und das Kind zurückbleibt. Jedesmal, wenn die Augen und Arme beider Zeichen geben, einander nahe sein zu wollen, ob auf dem Arm ruhend oder Hand in Hand im Spiel die kleine Welt entdeckend, ist die Zeit abgelaufen und wird der Abgang des Vaters von großen fragenden Augen des Kindes begleitet.

Oft erstreckt sich der Besuch auf die Dauer einer Ausfahrt mit dem Kinderwagen. Eine Windel wird mit Klammern vor das Dach des Kinderwagens geheftet, um die Augen des Kindes vor der Sonne zu schützen. An einer anderen Klammer hängt ein grünes Kettchen mit einer Plastikblume.

Wenn das Kind im Zustand der Umklammerung dieses Kettchens einschläft, hält seine kleine Hand den ganzen Schlaf hindurch das Kettchen fest umschlossen und macht alle Erschütterungen mit, welche die Unebenheit der Straße verursacht. Immer in der selben verkehrsberuhigten, sonnigen Straße auf und ab.

Vorerst sitzt der Kleine, die Fahrt interessiert verfolgend, in seinem Gefährt, um vom intensiven Anschauen des Vaters, der ihm zuredend vorschlägt, ein bisschen zu schlafen, mit immer mehr geschlossenen Lidern in den Schlaf überzuwechseln. Keine Erschütterung, kein Hundegebell kann ihn diesem Schlaf entreißen, am ehesten noch der Stillstand des Kinderwagens. Das darf nicht sein, es muss immer alles in Bewegung bleiben.

Irgendwann im Zuge dieses außergewöhnlich dreisamen Zusammenseins setzt ein leises Quengeln ein und es gelingt meist mühelos, durch leichtes Schaukeln des Kinderwagens noch während der Fahrt zu errei-

chen, dass der Schlaf des Kindes fortgesetzt wird. Dann biegt die kleine Einheit, die man, wenn man es nicht besser wüsste, natürlich als Familie wahrnehmen würde, um die Gassenecke, in Richtung des Wohnhauses, wo der Vater mit dem Kinderwagen und dem noch immer schlafenden Kind, vor der Haustüre anhält und beim Kinderwagen verharrt, als ob er alle Zeit dieser Welt habe und dieser Besuch eigentlich nicht zu Ende gehe. Wie weh tut es ihm, wenn zu Beginn des Besuchs die Mutter zum Kind gewandt bemerkt: „Schau, du hast Besuch!“ Kann ein Vater Besuch sein? So steht er neben dem Kinderwagen, in dem das Kind schläft, er küsst die Hand der Mutter; „Ich glaube, du willst, dass ich jetzt gehe.“ Schon bei der Haustüre kehrt der Vater um: „Lass es mich noch einmal ansehen!“ Er beugt sich über den Kinderwagen und sieht auch im Dunkel des Hausflurs alles. Das zur Seite gewandte Köpfchen, die zarten Augenwimpern, und hört den leisen Atemzug des Kindes. „Jetzt kann ich wirklich gehen.“ Und während der Vater, nunmehr alleine, wieder in die Gasse einbiegt, wo er auch an Tagen, wo es ihm nicht gestattet war, das Kind zu besuchen, sehnsüchtig und verloren das Haus umkreiste, bricht auch schon dieser unermessliche Schmerz der Trennung, des Vermissens, der immer wieder unterbrochenen Vater-Kind-Beziehung über ihn herein. Und es ist jedes Mal so. Kaum hat man sich aneinander gewöhnt, heißt es auseinander gehen. Kann das dem Kindeswohl dienen, die Beziehungsbande zwischen Vater und Kind so kurz bemessen zu knüpfen, um sie hernach immer wieder unvermittelt auseinander zu reißen. Jeden Abend vor dem Schlaf-

gehen nimmt er das Futteral aus seiner linken Brusttasche, in welchem er die Fotos seines Kindes aufbewahrt hält. Die zu oberst liegenden sind durch die Klarsichtfolie zu sehen. Er klappt das Etui etwas auf und stellt es in Sichtweite zu seinem Bett auf. Das linke Bild zeigt den Ausdruck dieser so beschützenswerten Hilflosigkeit, das rechte jenes verschwenderisch souveräne Lächeln seines Sohnes. Er hat seit langem kein Bedürfnis mehr, den Fernseher einzuschalten. Er geht früh zu Bett und stellt sich täglich geradezu darauf ein, in Ruhe den Tag im Anschauen des Kindes ausklingen zu lassen. Wenigstens das, wenn er schon nicht bei ihm sein kann. Und jeden Tag dieselbe Frage, die er sich stellt. Nicht etwa diejenige, warum er nicht beim Kind und das Kind nicht bei ihm sein kann, auch nicht diejenige, warum sein heiß ersehnter Wunsch nach einer intakten Familie nicht in Erfüllung gegangen ist. Sondern nur die eine, die er sich jedes Mal schon im gleichen Atemzug der Fragestellung auch schon selbst beantwortet: Nein, ich kann nichts mehr verlangen, weil mir ohnehin schon das Größte geschenkt wurde, was einem Menschen gegeben werden kann: Ein gesundes Kind.

DER KOFFER DER ADELE KURZWEIL

Am 31. Jänner 1925 kam sie zur Welt, als einziges Kind von Rechtsanwalt Dr. Bruno und Gisela Kurzweil, die beide aus Böhmen stammten. Schon kurz nach der Geburt Adeles waren die Eltern der jüdischen Religion nicht mehr sehr verbunden und traten bald aus der israelitischen Kultusgemeinde aus. Der Vater, Bruno Kurzweil, war in den 20er und 30er Jahren der Anwalt der Steirischen Sozialistischen Partei. Sechs Wochen nach Adeles 13. Geburtstag übernahmen die Nationalsozialisten auch in Österreich die Macht. Damit wurden auch hier die seit 1935 in Deutschland geltenden „Rassengesetze“ – die „Nürnberger Gesetze“ erlassen, wonach nur Deutsche mit sogenanntem „Deutschem Blut“ vollwertige Bürger seien. Die Eltern Adeles mussten eine Anmeldung „jüdischen Vermögens“ abgeben. Die Familie Kurzweil floh im Sommer 1938 über die Schweiz nach Paris. In Paris lernte Adele andere Flüchtlingskinder kennen und schloss sich im Herbst 1938 der „Roten-Falken-Gruppe“ namens „Freundschaft“ an. Ihr Vater wurde innerhalb der „Auslandsvertretung der österreichischen Sozialisten“ aktiv. Am 1. September 1939 begann mit dem Einmarsch der Wehrmacht in Polen der Zweite Weltkrieg. Bruno Kurzweil wurde, obwohl er aus Graz nach Paris geflohen ist, als „feindlicher Ausländer“ verhaftet und in das Lager Leslay du Marne gebracht. Adele aber kam im September 1939 mit

den anderen Jugendlichen der Gruppe „Freundschaft“ in den nördlich von Paris gelegenen Vorort Montmorency, wo der Wiener Pädagoge Ernst Papanek ein Heim für jüdische Flüchtlingskinder leitete. Während Adele in Montmorency wohnte, schrieb ihre Mutter und ihr Vater ihr ein bis zweimal wöchentlich einen Brief. Ein ständiger Wechsel der Unterkunft kennzeichnete die folgenden Monate und Jahre. Nachdem im Mai 1940 die deutsche Offensive im Westen mit dem Einmarsch in Holland und Belgien begonnen hatte, beschloss die „Auslandsvertretung österreichischer Sozialisten“ auf Anraten des ehemaligen französischen Ministerpräsidenten Léon Blum in den Süden Frankreichs nach Montauban, in den unbesetzten Teil Frankreichs, zu gehen. Während sich die deutschen Truppen Paris näherten, reiste Adele also mit ihrer Familie nach Montauban ab, wo sie sich am 17. Juni 1940 als Flüchtlinge aus Paris registrieren ließen. Mit ihnen flohen weit über hundert österreichische Sozialisten in den unbesetzten Teil Frankreichs. Den leitenden Mitgliedern der Auslandsvertretung war es im Herbst 1940 jedoch gelungen, in die USA weiterzureisen, sodass Bruno Kurzweil nur noch die „Agenden der Verlassenschaft“ übernehmen konnte. Damit war er auch für die Verbliebenen, beziehungsweise auch für die in den französischen Internierungslagern Gefangenen zuständig. Die in Montauban Lebenden haben der von Petain proklamierten Souveränität Frankreichs vertraut, was ihnen letztlich zum Verhängnis wurde. Nachdem im Jänner 1942 die Nationalso-

zialisten auf der „Wannseekonferenz“ die „Endlösung der Judenfrage“ beschlossen hatten, forderte das Dritte Reich von Frankreich die Auslieferung der Juden. Die französische Regierung unter Marschall Petain hatte sich anderenorts, nämlich im Waffenstillstandsabkommen mit Deutschland wiederum verpflichtet, alle in Frankreich befindlichen Deutschen – also auch österreichische Flüchtlinge – die von der deutschen Regierung namhaft gemacht wurden, auf Verlangen auszuliefern. In Montauban besuchte Adele das Lycée Michelet. Sie galt als gute Schülerin, fertigte anmutige Modezeichnungen und traurige Gedichte an, die sie in einem Koffer sammelte, und träumte davon, Modedesignerin zu werden. Während Adele sich auf ihre Abschlussprüfungen des Schuljahres 1942 vorbereitete, zogen ihre Eltern im Mai 1942 von Montauban nach Auwillar um. Dorthin folgte im Sommer auch Adele. Gemeinsam warteten sie auf die rettenden Visa. Rettungsorganisationen in den USA, wie jene von Joseph und Marry Buttinger, versuchten Ausreisemöglichkeiten für die in Frankreich Verbliebenen zu finden. Die betreffenden Regierungen gaben aber nur begrenzt Einreisevisa aus. Zudem wurden diese Visa oft nicht rasch genug ausgestellt, um der Deportation zuvor zu kommen. Während die Flüchtlinge auf die rettenden Visa warteten, kam es auf Grundlage der vorerwähnten deutschen Forderungen zu Razzien gegen Juden. Zehntausende von ihnen wurden im Sommer 1942 von französischen Polizisten verhaftet und den nationalsozialistischen Schergen ausgeliefert. Nelson Morris stellte

zwar für Bruno Kurzweil und seine Familie ein „Affidavit“ aus, doch die Einwanderungsbehörden verweigerten es, da er bereits für neun andere Personen eines ausgestellt hatte. Die Koffer waren bereits gepackt, als die Familie Kurzweil am 26. August 1942 verhaftet und in das östlich von Montauban gelegene Lager Septfonds gebracht wurde. In der Nacht vom 1. auf den 2. September 1942 wurde Adele abermals gemeinsam mit ihren Eltern und weiteren 170 in Septfonds internierten Juden in ein anderes Lager gebracht. Diesmal nach Drancy, der vorletzten Station ihres Weges. Eine Woche später wurden sie nach Auschwitz deportiert, wo sie schließlich ermordet wurden. Im letzten Brief, den Bruno Kurzweil am Tag seiner Verhaftung geschrieben hat, blickt der in seinem Vertrauen getäuschte in eine ungewisse Zukunft und fragt sich, wohin die Entwicklung der letzten Zeit noch führen werde. Adele jedoch vertraut ihrem Koffer mit Entwürfen, als ob es sich beim Leben immer nur um Entwürfe und Vorzeichnungen handle, lediglich den bündigen Text an: „Ich heiße Adele, sucht mich nicht, ich existiere nicht, ich existiere nicht mehr. Ich heiße Adele, 17 bin ich, 17 Jahre für immer, 17 Jahre für die Ewigkeit“. 1991 wurden auf dem Dachboden der Polizeistation in Auvillar nahe Montauban einige Koffer gefunden, die Bruno Kurzweil, seiner Frau Gisela und deren 17jähriger Tochter Adele gehört haben.

Noch wirken aus den übergebliebenen Dingen all die Vorahnungen über das Unfassbare nach. Wäh-

rend die Koffer mit Skizzen, Vorzeichnungen und Briefen zurückblieben, bewegten sich die Waggons langsam auf die Rampe zu; ein Schienenstrang, ein Rad ergab nur eine Halbheit. Mit solchen Überlegungen begann sie eine alles auslöschende Realität zu handhaben. Sie war auf eine instinktive Gefühlkargheit reduziert worden, mit Ausnahme der ständigen Angst vor den auftauchenden, sich nähernden, nie endgültig abebbenden, von Tritt für Tritt erzeugten Geräuschen. Stiefeltritte gleichwohl bei Tag und grellem Rampenlicht; indessen sich nichts mehr grundlegend ändern konnte, weil ohnehin schon alle Duldsamkeit zu Ende verspürt war. Wie sehr sollte sich die Bedeutung der Worte auch ohne jedes Vertrauen in Prophezeiungen erfüllt haben. Es wäre auch sinnlos gewesen, die gleichförmig höhrende Macht, die Spielarten der Schmerzzufügung im Vornhinein zu erraten. All die Stiefeltritte und Kolbenhiebe, das gezielte Quälen der Sinne. Einer, der den Arm des Anderen ergriffen hatte, bedurfte keines Mitleids unter all den Schicksalsgleichen, für welche die „Hygiene“ der Folter bereitet wurde. Sodass es mit dem Zynismus der Herrenrasse geradezu als Beweis hingestellt werden konnte, dass auch brüderliche Menschen nicht fähig sind, sich vor den Drohungen des Lebens wirksam zu schützen. Der bestialisch aus dem Tierreich entlehnte Begriff der Rasse verhalf zur Verhinderung ihrer Schicksalsgemeinschaft. Ganz und gar niederträchtige Erfindungen, verkommener und krimineller Denkweise entsprungen. Wo Gesichter einander zukehren, apathisch nicht zu

erraten, wozu die großräumigen Duschen eigentlich wirklich dienten; oder es doch verzweifelnd aufbäumend zu errahnen. Mit großen Augen, ein letztes Mal, millionenfach, die unliebsame Menschheit, ausgemergelt, aber noch aufrecht stehend zu vertreten. Bis die Heizöfen nicht mehr erloschen; die industrielle Vernichtung menschlicher Körper nur mehr Berge von Aschenresten und süßlich stechenden Geruch überließ. Oder letzten Endes Bulldozer, die rollende Leichenberge vor sich herschoben, aus allen Richtungen Leichenberge auftürmten. Von Haut zerspannte, von Knochen gespreizte Türme zusammenschoben, nässend über den Gegenstoß hinaus. So sehr sie sich auf die industrielle Verwertung der zuvor mit Schwerstarbeit in Steinbrüchen eingesetzten Knochen zu Seife, ihre Haut zu Lampenschirmen, des Schmelzgoldes ihrer Zahnkronen, ihrer Brillen und sonstigen Habseligkeiten verstanden, es war für sie nur ein Nebenschauplatz ihres sonstigen lückenlosen Raubes an sämtlichem Hab und Gut ihrer Opfer. Wer vermochte ihnen die Augen zu schließen, die mageren Blicke aus erloschenen Körpern, die toten Beweise für ausbleibende Aufregung vor solchem Ende. Keine Zeichen von Zuversicht, ein wenig teilnahmslos, und manchmal in den Türmen aus Leichen, von Haut zerspannt, von Knochen gespreizt, einer, der den Arm des Anderen ergriffen hatte. Dass diese Kinder, deren Alter für die Ewigkeit, wie eine abgelegte Uhr stehenblieb, das Tätscheln der anderen Kinder zulassen mussten und einen dinglichen Zeugen aus Auvillar, der all die Jahre auf dem Dachboden

überwintern konnte, und dass der aufgeladene Irrsinn noch nicht prophezeit war, und für dieses Kind nichts zu ändern war, und es gibt ganz besondere Kinder. Wie sie die zarten Arme ihrer gestreiften Lagerkleidung, die keinem Modejournal mehr entsprungen sein konnte, aufkrempeelten und traurig, erobost fragend ihre Insassennummer auf dem Innenarm zeigten. Wie sie auf den Rampen in Reih und Glied standen, sich wiederholt umsehend, ob sie nun wirklich eine unheile Welt, eine mehr oder weniger, gegen dieses Geschick eingelöst hätten? Und die Zeichnungen und unauslöschlichen Worte einer für immer 17 Jährigen zeigten, dass es ganz besondere Kinder gibt. Sie stellte sich vor das Holzbrett der Pritsche, wir dachten, sie schläft schon. Dass sie nun vor uns stand, sich uns zuneigte. Es würde eine neue Angst aufkommen, wir sollten fortan nicht mehr Vertrauen haben, es wüsste, woran es sei; und es gibt ganz besondere Kinder. Vor keinem Leichtfallen betrachtet, konnte aus solchem zuvor noch hoffnungsvollen Bewusstsein nichts mehr werden, weil es immer zu Ende gedacht, mit einer Zweifelsstrecke bedacht, mittendrin steckenbleiben musste. Jeder wusste, niemand wusste, wohin es letztlich ging. Eine Zweifelsstrecke, aber kein Deut. Wir hätten nichts versuchen können. Nicht der Wachhund, nein wir wurden vergiftet. Wir hatten auf die volkseigenen, zu scharfem Befehl gespitzten Münder zu schauen gehabt. Sie hielten nichts für ungut, sie ließen nichts und niemandem aus. Wie sie sich ergötzten und an den Landschaften des Grauens begeilten. Wie sie

schmiegsam ihren mordenden Lebenswillen stets von Neuem unter Beweis stellen durften. Ihre Tage, ihre Nächte waren unerträglich. Wie konnte hier ein Lebenswillen noch lautlos weiterkriechen? Wie Worte glühen, wenn die Materie einschneidend wird. Wie Denken, das sich widersetzt. Beim Verdrängen so konzentriert wie beim Foltern. Manche gingen ins Kino, um die täglichen Erlebnisse zu übertünchen, die Bilder all der von ihnen verübten Greueltaten. Eine neue Tat erforderte immer ein neues Handwerk. Ideengänge, vorgedachte Details von Reaktionen berechnet auf Leidzufügung und Auslöschung, nicht ohne dabei größtmöglichen Lustgewinn der Peiniger miteinkalkuliert zu haben. Irreparable Leiden, zu dauerndem Leid verlängert, zum Tod verkürzt, Tat für Tat, Tag für Tag.

Kinder, Jugendliche spielzeugklein, ihr Wuchs musste ja nicht gedeihen. Ihre Lebensuhr sollte stehen bleiben, ein Zettel in einem Koffer, mit dem eingefrorenen Jugendalter für die Ewigkeit. Die Seele hatte ihr Schluchzen und ihre Tränen verloren. Mit Zurufen, Pfeifen und Grölen holten sie sich die Mädchen, um in sie, einer nach dem anderen einzudringen. Im Auswählen aus konzentrierter Unfreiheit waren sie ja Meister. Immer solch eingeschüchterte Wahl, das unzerstörbar Zerstörte, zu mächtig ohnmächtigem Zorn angestachelt. Dieser auch in Gaskammern nicht zerstörbaren, bis auf die Knochen abgemagerten, ausgemergelten, jugendlichen Zartheit zu begegnen, diesen übergroßen durch Angst und unerträgliches Leid aufgesperrten, greisenhaften Augen. Und dem allen auch nach besti-

alisch erworbener Befriedigung nicht und niemals Herr werden zu können. Weil hier offensichtlich etwas war, was über diese hinausging, als ihre Opfer durch die Öffnung der Heizöfen hinab glitten, die zur industriell betriebenen Menschenvernichtung installiert worden waren. In einer Welt, die sich darauf versteht, immer mehr Leid zu verursachen. Während der Massenmord bestens durchdacht, von langer Hand angelegt ist. Eine Welt der selbstgeschaffenen offenen Fragen, die kurz und bündig gelöst werden. Eine Welt, die keine nach sich zieht. Was überbleibt – ein Koffer, statt eines Menschen Freundlichkeit, gepackt mit letzten Habseligkeiten. Relikte verzweifelter Hoffnung, ausgeschüttet über den Berg selektiven Auseinanderklaubens Niemand behauptete, er meine es gut. Niemand musste einen Decknamen finden. Ruhig hatten sie so ins Gas zu gehen. Blindlings und barhäutig sich der Erstickung anzuvertrauen. Niemand verlässlicher würde sie nunmehr aus irgendeinem Traum reißen, es war alles bittere Wirklichkeit. Die Verlängerung allen Kinderspiels war niemals Ernst – immer nur die Wirklichkeit. Da und dort ein Gesicht, aus dem erloschene Augen starrten, aufgetürmt in Leichenbergen, in denen hie und da, einer den Arm des Anderen ergriffen hatte. Was sollte daran versöhnlich sein oder werden? Alles zum Schweigen gebracht, alles zum Unverständnis verurteilt. Wo die Übung der Wahrheit vergeblich blieb. Menschenschlag, nichts mit ihm anzufangen, schiebt das Gebiss vor das Wort, kaut deutsche Worte Volk und Heimatland, mischt

Gleichgültigkeit in die Asche der Opfer. Worüber will man also noch reden. Verpichte Zeitspannen der Asche der Worte entziehbar? Nein. Man müsste es ausdrücken können, wie es sich schändlich ausdrückt. Versöhnung in strebsamem Tonfall bleibt sich die Welt nicht schuldig, aber sie macht damit nichts ungeschehen im engen Mäander der Qual. Aus uns führt kein Weg in die Freiheit. Warum wir im Trockenen Versöhnung übten, warum die Bemühung zum Gähnen war? Soviel Adele wusste von Mantauban und Auschwitz werden wir niemals mehr in sechs Jahrzehnten ohne Unterstand wissen, trotz der übergebliebenen Koffer, trotz all der Skizzen und Vorzeichnungen, chronologisch geordneten Notizen. Das Leben vernichtet, zerstört. Geschundenes, hilflos, einsam gemachtes Leben. Kann dieses Menschengeschlecht jemals gedeihen? Ihre Eltern entbehrende Kinder drücken sich an den Lagerfenstern die Nasen platt nach jemandem, der da kommen sollte und von dem sie nicht wissen, ob er je käme, und wäre er auch hier, nicht von ihnen getrennt würde, zu gehen habe. Sie nennen also jede Glühbirne, jeden Bettpfosten, jede Ecke Eltern. Dass dort die Eltern mit ihnen zusammen wären, die zu behalten ihnen jedoch verwehrt ist. Besonders lieben sie es, sich unzusammenhängende Dinge nebeneinander zu denken und Vater und Mutter zu nennen. Die Dinge aufzuheben, umzugruppieren und einander zuzuneigen. Über solche Spiele hinweg nicken sie ein und schlafen dann lang, obwohl sich ihnen kein Arm anbietet, auf dem sie hätten einschlafen können, sondern immer

nur das harte Gestell. Wenn sie aufgerüttelt werden, führt sie ihr erster und einziger Weg wieder ans Fenster. Jetzt stehen sie und warten, ob sich vielleicht das Werk vollende. Ob nicht doch ein Mensch zwischen den Baracken hervorträte, der von früher her ihnen gelte. So gequält und entstellt kann für sie niemand sein, als dass sie sich über alles Erschrecken und Entsetzen hinweg, der Ähnlichkeit ihres eigenen Anblicks intuitiv bewusst, nicht über alle Maßen freuen würden, den ihnen Anverwandten nahe zu sein, und sei es auch noch so kurz. Warum kann diese Aussicht, um derentwillen sie hier immer wieder stehen und in der Nahaufnahme ihres Ausschauhaltens verharren, nicht gelingen, wenn sie von ihnen, trotz aller Aussichtslosigkeit ihres Unterfangens, so empfunden wird? Immer wieder träumen sie davon, wenn sie vom intensiven Ausschauhalten erschöpft einnicken. Manchmal ist ihnen, als bräuchten sie denjenigen oder diejenige nicht zu verstehen, warum sie plötzlich auftauchen und einzeln oder gemeinsam am Fenster noch einmal vorbeigehen, und ihnen halb umgewandt zuwinken. Ein letztes Mal in der innigsten Nahaufnahme zu verharren, nur mehr Augenpaar in Augenpaar ruhend, als ob es gelte alle Zeit dieser Welt zu haben, in aller Tiefe dieser Nähe all den Fragen ausgesetzt zu sein und keine Antwort darauf zu haben. Und es bleibt der Kuss, den das Kind auf die Scheibe drückt, und der rückwärts gerichtete Abgang der Empfänger, die so lange hingewandt bleiben, bis die Nahaufnahme ihres im Blick ihres Kindes ruhenden Blickes durch

Entfernung durch das Gas, erlöschen wird. Noch wirken die Schatten nach. Noch will sich das nackte Leben an der Wand der Dusche festhalten. Das linke Bein angehoben, als wolle es hinübersteigen, aber wohin? Schon ist auch das rechte Bein angewinkelt, aber wohin? Als wolle, was man will oder was man wollen soll, zwischen dem Defizit allen Unterfangens, aller Hoffnung, allen Vertrauens weiterkriechen. In diesem Zustand späten Innehaltens ist der Bestand schon gelöscht – aus dem nackten Leben schon der nackte Tod geworden. Und der Moment des Verharrens gibt trotzdem keine Kunde über den fahlen Nachgeschmack all des Fragens ob der trügerischen Aussichten auf eine beständigere Zeit. Zu retten ist hier nichts als die akribische Buchführung der Todesschergen und verlassene Koffer auf dem Dachboden einer Polizistation in Auvillar. Zwar kein ewiges Schweigen vereinbart über all diese Vorhaben, die in Knochenasche endeten, redete man auch noch so viel darüber. Die Zeit hat den Zeigefinger auf die Mäuler gelegt. Die sichtbare Welt mag sich fortbewegt, fortentwickelt haben, das unauslöschliche Grauen bleibt bestehen. Aller Neugierde zum Trotz, doch noch die Welt mit sich zu versöhnen. Eine Welt, ebenso freistehend, kalt und nackt, aller Freude entblößt, aller guten Hoffnung beraubt. Vermag die verflossene Zeit so das Leid zu löschen all der vereitelten Möglichkeiten und Sehnsüchte? Werte und Erinnerungen haben hieße ja, sie behalten zu können. Sie über eine Lebensspanne, eine jäh unterbrochene, unterbundene, ver-

nichtete hinweg, ins barmherzigere Diesseits wieder einpflanzen zu können. Mit der Anmut der Jugend sich, auf alles Bisherige freudig verzichtend, auf jene Mühelosigkeit einer Skizze, einer Vorzeichnung einzulassen, die der fiktiven Zeit anzuhafte scheint. Wenngleich sie sich auch unbarmherzig fortbewegt, alles vergessend mit sich reißt, um Hoffnungen unter die Zehen derjenigen zu streuen, die immer noch mit unbarmherzigem Tritt zertreten: Zeitgeister, Ungeister, Untote. Ich heiße Adele, sucht mich nicht, ich existiere nicht. Ich existiere nicht mehr. Ich heiße Adele, 17 bin ich, 17 Jahre für immer, 17 Jahre für die Ewigkeit.

In diesem Augenblick, auf meinem Weg entlang der verlassen Küste, tauchten plötzlich drei Delphine auf und drehten unaufhörlich Tauch- und Auftauchkreise direkt vor mir. Es war ganz offensichtlich eine Familie. Die beiden größeren und ein Junges. Ich habe, nachdem sie sich dieser einsamen Bucht genähert hatten, mit ihnen zu reden begonnen. Nach dem Tauchen und Auftauchen haben sie sich dann manchmal aufgerichtet und im Wasser gewippt. Es dürfte mir gegolten haben, da ich hier völlig alleine war. Erinnerst du dich noch an unser gemeinsames Erlebnis in Mexiko, als wir mit Delphinen schwimmen konnten, sie uns an unseren Fußsohlen aus dem Wasser stießen und zügig antauchten, so dass wir, wie im freien Flug, über die Wasseroberfläche glitten. Ich habe dir damals zugeflüstert, dass ich niemals zuvor in meinem Leben eine vorzüglichere Lektion in kreatürlicher Zärtlichkeit bekommen - und noch niemals, hinsichtlich der Unantastbarkeit der Würde zwischen verschiedenartigen Lebewesen, eine einleuchtendere Erfahrung gewinnen konnte wie damals.

Unmittelbar danach hast du dich eines spastisch behinderten Mädchens angenommen, das die Delphine streicheln wollte, jedoch Angst bekam, in Tränen ausbrach und anfallsartig schluchzte. Es sah schmerzvoll auf die eigenen Handflächen, die es nicht, wie andere Personen, auf den Delphin zu legen vermochte. Seine Hände blockierten, anstatt sich mit einer Berührung aus eigener Wahrnehmung auf das Tier einzustellen, um allenfalls eine Erwiderng spüren und empfangen zu kön-

nen. Seine Hände zögerten jeweils so lange hinaus, bis sie sich verkrampften. Es sollte ihnen ganz und gar nicht gelingen, sich auf die unvergleichlich sensible Haut des Delphinrückens niederzulassen, um den ersehnten Kontakt mit dem Tier herzustellen. Der Delphin schwamm nicht davon, sondern bewegte nur leicht die Schwanzflosse, um sich, auf die Hände des Kindes bezogen, etwas entgegenkommender zu positionieren. Dann wendete er sein Vorderteil etwas seitwärts und öffnete sein Auge - im Anschauen des Kindes - so unvergesslich verständnisvoll mitfühlend und mit einer liebevollen, natürlichen Autorität ausgestattet, die sich jeder Pädagoge nur erträumen hätte können. Nichts anderes ausströmend als grenzenloses „Gewährenlassen“ und „alles Leid vergessen“...

Gleichzeitig hast du das Kind unaufdringlich gehalten, ruhig und beständig getröstet. Ja, das war sie, nämlich eine perfekte Situation. Weil du dem Kind, in wechselseitiger Ergänzung mit dem Tier, die Angst hast abklingen lassen und damit das Kind dem unentrinnbaren Krampf entwunden hast. Dann, in noch fürsorglichem Abstand, die Zeit schien still zu stehen, der Augenblick den Atem anzuhalten, war das Kind wieder allein - besser gesagt - selbständig sich überlassen, von aller vorhergehenden Hilfe und Beruhigung unsichtbar getragen, jedoch gleichzeitig befreit, so dass sich nunmehr die Hand senkte, als führe sie diese Bewegung seit jeher und immer so aus, keinen Widerstand mehr zulassend. Langsam und behutsam strichen die Handflächen auf dem Rücken des Tieres hin und her, ebenmäßig, ohne Furcht und mit ausbleibender Angstreaktion, als der Delphin zum Zeichen des Wohlgefühls mit einer genia-

len Rolle die Bauchseite nach oben drehte und noch lange beim Kind ausharrte.

Das Kind sah erschöpft und beglückt zum Delphin, der es sodann einmal behutsam umkreiste, vor ihm inne hielt und nochmals unvergesslich tief und warmherzig von Aug' zu Aug' das Kind anblickte.

Du aber hast, als ob alles selbstverständlich wäre, deine ernste, teilnehmende Miene geordnet. Es war dir deutlich anzusehen, wie sehr du um das Schicksal und die Kraft des Außergewöhnlichen, des außerhalb der Norm Stehenden aus eigener Erfahrung Bescheid wusstest, um dich hernach erst wieder den eigenen Wechselfällen, den dadurch notwendigerweise oft selbstversessenen Sehnsüchten, Freuden und auch Verzweiflungen zu widmen.

Wie damals war auch diese zeitvergessene Begegnung mit Delphinen so beglückend, weil so wild und unbefangen. Allmählich haben sie ihre Kreise immer weiter nach draußen in Richtung des offenen Meeres gezogen, bis sie noch in klarer Sichtweite aus dem Wasser tauchten und immer wieder wie zum Abschied wippten, als ob sie winken würden, bis ich sie nicht mehr sah.

Solchen familiären Ereignissen zu begegnen heißt, sich ihnen immer zeitvergessen anzuvertrauen. Allmählich ziehen auch die Gedanken, Sehnsüchte und unverdrängbaren Sorgen, trotz allem, immer unbefangene Kreise in Richtung des offenen Meeres, bis sie am Horizont noch einmal aus dem Wasser tauchen, gleichsam zum Abschied von einer Existenz, welche die Spaltung des Wesens in Denken und Fühlen bewirkt. Gedanken wie Gefühlen wird viel Leid und Freude zugemessen, bis sich das, was wir als Seele nicht verleugnen können,

zwar unvermeidbar vom Denken verabschiedet, aber umso beständiger fühlt. Es flüstert der Angst entbehrender Freude zu, sie solle doch vor dem Schmerz einhergehen, gleichsam als Schutzschild. Aber da gibt es keinen Schutz. Weil Angst zwar meist ihre Begründung kennt, aber sie nicht stets von neuem suchen will. Weil das Unveränderliche nicht glaubenswert erscheint.

Wir selbst finden uns aber als Zurückgelassene wieder, beglückt und traurig zugleich. Trotz des schimmernden, türkisblauen Meeres, der grüngelben Pinien, die sich über uns beugen, und der Zypressen, die dunkel an die reizvollsten Stellen der Landschaft verteilt emporragen. Solche Begegnungen zu vermissen, heißt, sie in aller Selbständigkeit zu entbehren, da sie für uns geradezu etwas Fürsorgliches an sich haben. All ihre Querverweise treten dezenter als gewohnt auf. Beim ersten Hinsehen wollen sie zwar nicht gleich eine zweite Heimat abgeben, weil der immer nächstfolgende Aufbruch anderen Orten gilt, die mit jeweils anderen Mitteln zu erreichen sind. Eingespannt in den Kreislauf, in welchem jede Begegnung mit einem Abschied, jeder Anfang mit einem Schluss endet. Aber es sind dann auch noch andere Augenblicke, die es zu Stande bringen, dass wir nicht nur von der Notwendigkeit des Weitermachens Getriebene sind, sondern von der Hoffnung auf die Verwirklichung eines lang gehegten Wunsches, wie von einem wirklichen Traum, stet und behutsam geleitet werden, innehalten wollen – und so mit unserem Gemüt irgendwo, wenigstens ein wenig, sesshaft werden dürfen.

Solche familiären Begegnungen gestalten sich anders als die Vorstellung von der Verlässlichkeit in die Regel-

mäßigkeit der Natur. Der Gewohnheitsmensch rechnet ja nicht damit, dass die Natur keine Einbahn ist, die unbedingt eigenen Gesetzen gehorchen muss und sich deshalb niemals unbarmherzig auswirken kann und darf. Wenn auch das Leben, wie es Menschen in ihrer Umwelt schaffen, oft endzeitlich erdrückend anmutet, wir würden nicht damit rechnen, dass uns die Natur selbst einen Strich durch die Rechnung macht. Solche Verzweiflung will sich nicht fügen, bäumt sich auf, verkriecht sich, das eigene Unvermögen vor Augen. Sie vermag nichts anderes als abzuwarten, ob die Hoffnung je wieder gesunden kann.

In Menschen ist mehr angelegt als sie zu glauben vermögen, aber es wird von anderen Menschen, von anderen Geschlechtspartnern nur selten gehoben, gepflegt, sondern ganz im Gegenteil dazu immer weiter abgestumpft, bis alle Verschworene gegen die altmodische Vorstellung „vom bloßen Leben als Wert“ sind. Die Mitwisserschaft vom Nichtwissen, der Ignoranz, wird zur idealen Voraussetzung dafür, dem Leben auf die Schliche zu kommen und es einfach auszutricksen, um selbst unverändert bequem zu leben. Schon das geringste Missverstehen oder „Nicht aufeinander eingehen wollen“ schafft beim Kick augenblicklicher Bequemlichkeit des seelisch dominierenden und selbstbestimmenden Ichs geradezu automatisch die Bedingungen eines ständigen Laufgrabenkampfes. Wobei die materiellen Probleme meist nur die Spitze des Eisberges zu sein scheinen.

Außer der Verzückung über die Vorstellung alles „Niedlichen“ und „Tapsigen“ wird mit der Entstehung neuen Lebens nicht anders umgegangen, als ob es sich um eine

Ware handelt, die man als Muster prüfen, aber auch retournieren kann. Aus unserer Welt ist eine Welt des Konsums und der damit verbundenen Reklamationsmöglichkeit geworden.

Während und unbeschadet all dieser lieb gewordenen Gewohnheiten, die den Menschen nicht gerade als würdig erweisen, sich in die Reihe der anderen Säugetiere einzugliedern, entsteht also Leben. Wächst ein von einem Vater gezeugtes Kind im Mutterleib heran. Findet ein unvergleichliches Wunder statt, an welchem der Mensch nur sein eigenes Unvermögen messen kann, Gleichartiges zu Stande zu bringen. Er glaubt nur, darüber nicht nachdenken zu müssen, weil ja er es war, der alles im Zeugungs- und Empfängnisakt ermöglicht hat. Der Mensch brüstet sich seiner Potenz und Fruchtbarkeit, aber behält sich jede Entscheidungsfreiheit über die Zulassung bereits entstehenden Lebens vor. Weil die Folge seiner Potenz und Fruchtbarkeit eben immer seltener in das sonstige Konzept der Vorstellung von Genuss und Wohllieben passt.

Die geschlechtsbezogene Mitwirkung, die tatsächlich mit der Menschheit verbundene, ja verankerte Kunst der meist selbstbezogenen Befriedigung, wenn sie auch wechselseitig vollzogen scheint, bleibt oft die einzige Gemeinsamkeit, der einzige Hauch von Zweisamkeit. Weil es keiner Verlängerung der Triebentladung und der leiblichen Neugier bedarf, um Spaß im Leben zu haben.

Freude zu geben, hieße ja, sie zu haben. Sich auf jene Mühe und Gemeinschaft einzulassen, die anhaltende Freude ermöglicht. Weil sie dann nie etwas Einsames ist. Weil sie dann immer für das Lebendige und nicht für

das Institutionelle, Kommerzielle, Materielle eintritt, das sonst relativ bedeutungslos in der Welt existiert und womit man alle Hoffnungen auf ein bisschen Zukunft und ein bisschen weiterführende Lust und Freude eben niemals stillen kann.

ZUR PERSON DES AUTORS

WOLFGANG MAYER KÖNIG, geboren am 28. März 1946 in Wien. Lebt in Graz. Vater eines 4jährigen Sohnes. Verfasser zahlreicher, in mehrere Sprachen übersetzter Bücher und seit nahezu dreißig Jahren Mitbegründer und Herausgeber der internationalen Literaturzeitschrift „LOG“, in der bislang über tausend Autoren aus über hundert Nationen veröffentlicht wurden. Als Initiator des Universitätsliteraturforums „Literarische Situation“ mit Niederlassungen in mehreren Regionen „aktivierte er ab 1968 das bis dahin mäßige Interesse an der Gegenwartsdichtung, verschaffte unveröffentlichten Texten Gehör und konnte dafür zuweilen achthundert Zuhörer auf akademischem Boden im Namen der Literatur versammeln“ (Hilde Spiel in „Kindlers Literaturgeschichte der Gegenwart“). Seinen inhaltlichen Anliegen verpflichtet setzte der Autor auch friedensfördernde Initiativen. So koordinierte er das offizielle humanitäre Wiederaufbauprogramm für Vietnam gemeinsam mit dem Internationalen Roten Kreuz, verfasste den Gesetzesentwurf zur Regelung des Zivildienstes und koordinierte 1975 im Auftrag des österreichischen Regierungschefs die Verhandlungen zur Freilassung der Geiseln nach dem OPEC-Überfall. Der Autor lehrte langjährig ein Hauptfach an der Universität für künstlerische und industrielle Gestaltung in Linz. 1986 Ernennung zum Universitätsprofessor durch die Republik Österreich. Für sein literarisches Werk wurde er 1987 zum „Chevalier des Arts et des Lettres“ der Republik Frankreich ernannt. Er ist Mitglied der „Accademia Tiberina“ in Rom, der „Accademia Cosentina“ in Cosenza so wie des „Internationalen PEN-Clubs“. Er erhielt den „Theodor-Körner-Preis“, den „Premio Prometeo d'Oro“ der italienischen Provinz Lazio, den „International Peace Price“, den „Plato Award“ und wurde mit dem Öster-

reichischen Ehrenkreuz für Wissenschaft und Kunst I. Klasse sowie mit dem Grossen Ehrenzeichen des Landes Steiermark ausgezeichnet.

Karl Krolow, der damalige Präsident der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung, nannte Wolfgang Mayer König einen „Sprachbaumeister“. In Krolovs Essays über den Autor, publiziert im „Berliner Tagesspiegel“, so wie in der Hamburger Wochenschrift „Die Zeit“ ist zu lesen, Mayer König bevorzuge die knappe Einsicht; bei ihm sei das „Zwecklose“, das „Leid der Anderen und des anderen Einzelnen“ laut geworden, auf präzise, nirgends übertriebene Art. Seine Literatur sei mit „Stoff“ erfüllt, der „Inhalt“ kennt und anerkennt, ohne Worte über solche Anerkennung zu verlieren.

Das Mitglied der Königlich Schwedischen Akademie, Univ. Prof. Sture Allén, hebt besonders den Stil des Autors und seine sympathische Attitüde hervor.

Hans Erich Nossack: „Es freut mich, dass unsere etwas kranke gegenwärtige Literatur mit dem dichterischen Werk eines Mayer König rechnen muss.“

Horst Bienek, Bayerische Akademie der Schönen Künste: „Dieser Autor ist außerordentlich begabt und eigenständig, solche Qualität hat es meist schwer und ist umso schützenswerter. Ich bin aber überzeugt, man wird das durchwegs Originäre entdecken.“

Der Schriftsteller und Kritiker Karl-Heinz Schreiber stellt in seinem Essay zum Autor fest, Wolfgang Mayer König beherrsche sein Instrumentarium, eine ungeheure Vielfalt an Imagination tue sich hier auf und offenbare der Fantasie zahllose Horizonte. Keine Larmoyanz, kein Moralisieren und keine Sprachdümpelei finde sich hier. Der Autor erreiche eine nüchterne Sicht auf die Dinge und die Erfindung von Konstellationen, wie sie sich kein banales Hirn träumen lassen könnte. Es gelte höchste Lesealarmstufe.